

NEUE ALBEN

METAL

Lohnender Weg



Auf ihrem mittlerweile vierten Album „Weltenfresser“ zeigen die Plauener **Arbor Ira** vor allem den Mut, sich auch nach über zehn Jahren im tiefsten Metal-Untergrund nirgendwo anzufanschen: Stattdessen nutzt man Stilmittel vielfältiger Spielarten von Postrock und Prog bis Doom und Death auf recht eigene Weise, macht den Weg der Suche zum lohnenden Ziel. So kommt es, dass man Vorlieben der Musiker für Bands wie My Dying Bride oder etwa Atrocity in der „Calling The Rain“-Ausprägung durchaus schmeckt, nie aber direkt hört. Selbstbewusstes Riffing, originelle Percussion und ein ausgesprochen gelungener Streicher-Einsatz machen dabei gelegentliche Gesangs-Schragen im schleppenden Melancholie-Metal mehr als wett. Tipp! *Tim Hofmann*

HIP-HOP

Eigene Art



Die letzten Jahre haben viele gute Rapperinnen das Rampenlicht der Szene erblickt: SXTN, Antifuchs, Schwesta Ewa, Sookee – und die türkischstämmige **Ebow** aus München. Auf ihrem zweiten offiziellen Album „Komplexität“ (Problembar Records) präsentiert sich die 27-jährige experimentierfreudig und, beim zweiten Hören, auf eine positive Art sehr eigen: Wenn man es schafft, durch die ersten doch etwas anstrengenden Songs zu kommen, kann man Gefallen an dem Schaffen von Ebow finden. Technisch ist das leider mitunter noch etwas holprig, doch trotz teilweise wirren Formulierungen und einer bizarren, unmelodischen Produktion lässt sich erkennen, dass die Rapperin definitiv Talent hat. Dennoch hörenswert!
Johann-Christof Laubisch

JAZZ

Große Ruhe



Anouar Brahm, Meister auf der arabischen Kurzhalslaute Oud, wurde gerade 60. „Blue Maqams“ liefert dem Tunesier weitere Gründe zum Feiern. Drei Altmeister des Jazz, alle brillante Improvisatoren, haben an dieser CD mitgewirkt. Die Verschmelzung der Kulturen lebt das erstmals in dieser Formation agierende Quartett souverän. Modale arabische Skalen, Maqams, verwandeln sich im Zusammenspiel mit den „blue notes“ des Jazz zu Klanglandschaften von großer Ruhe, Weite und spiritueller Energie. Für Oud-Experte Brahm und Bassist Dave Holland ein inspirierendes Wiedersehen: Letzterer und Schlagzeuger Jack DeJohnette kennen sich ein halbes Jahrhundert. In dieses vertraute Gefüge bringt sich Pianist Django Bates mit kreativer Handschrift ein. Ein wahrhaft übersinnliches Spiel.
Karsten Blüthgen

Knopf im Ohr

Der Trend heißt „Mobil Hi-Fi“: Ziel ist es, mit einem Mini-Schallwandler und Abspieltechnik im Westentaschenformat bestmöglichen Klang zu erzeugen. Wichtigstes Teil: ein In-Ear-Kopfhörer!

VON TIM HOFMANN

Fast alle massentauglichen musikalischen Neuerungen der letzten 20 Jahre haben den Klang von Tonaufzeichnungen nicht verbessert. Letztes Beispiel sind drahtlose Kopfhörer für Mobiltelefone: Plötzlich zahlt man weit über 100 Euro für einen 20-Euro-Klang, nur weil man Bluetooth-Technik, Akku, Wandler und Verstärker mit im Gerät hat.

Unter Freunden eines guten Sounds gibt es daher eine Gegenbewegung mit Interesse an Klangmaximierung auch unterwegs, die möglichst viele Schwachstellen in der Kette „Musikdatei – Digital-Analog-Wandler – Verstärker – Schallwandler“ ausmerzen will. Experten genügen dabei weder die Wandler- noch die Verstärkerqualität eines



In-Ear-Hörer koppeln Klang direkt in den Gehörgang. FOTO: MAURITIUS IMAGES

Smartphones: Sie hängen diese via Digitalkabel an Westentaschen-Kopfhörerverstärker mit eigenen Wandlern – wenn sie nicht gar auf spezielle Datei-Abspielgeräte zurückgreifen, deren Markt immer größer wird.

Wer jedoch nicht viele hundert Euro extra ausgeben will und den-

noch Wert auf möglichst guten Unterwegs-Musikklang legt, kann erst einmal beim Kopfhörer ansetzen: Gute Smartphones, etwa die Galaxy-Klasse von Samsung oder Apples I-Phone (mit Kopfhörerbuchse!) haben sehr ordentliche Onboard-Technik, aus der ein guter Hörer viel herausholen kann. Für unterwegs sind

dabei In-Ear-Knöpfe vor allem ihrer geringen Größe wegen die erste Wahl. Ein „großer“ Kopfhörer hat für guten Klang Vorteile, ist aber auch unhandlich – und mittlerweile gibt es auf In-Ear-Hörer spezialisierte Firmen, die aus den Mini-Knopfen erstaunlichen Klang herausholen können. Wichtig dabei ist vor allem, dass der Hörer sehr gut im Ohr sitzt: Es lohnt sich, mit verschiedenen Aufsätzen, die fast alle besseren Hersteller mitliefern, herumzuprobieren, da jeder Gehörgang anders ist. Nur wenn der „Stöpsel“ gut angekoppelt ist, können solche Kopfhörer ihren Klang richtig aufs Trommelfell übertragen – anderenfalls bricht der Sound sofort zusammen. Ein Nachteil dabei: Durch die mechanische Ankopplung des Kabels bei gleichzeitiger Abdichtung des Gehörganges werden Tritt- und Kaugeräusche über den Schädelknochen mitübertragen. Beim Laufen gibt es also immer Klangeinbußen, beste Ergebnisse hat man nur „bewegungslos“. Und: Man kann die kleinen In-Ears leicht verlieren, weswegen es knifflig ist, dafür mehrere hundert Euro auszugeben. Die „Freie Presse“ hat deswegen acht In-Ear-Kopfhörer getestet, die bereits in der Preisklasse bis 100 Euro beachtlichen Sound erzeugen und selbst gehobenen Hifi-Ansprüchen verblüffend weit entgegenkommen.

Shozy Zero



Hier ist der Name etwas irreführend: Der Zero setzt nicht auf Neutralität, sondern leistet sich selbstbewusst wie eine gute Hifi-Box einen eigenen Charakter. Man ist ja geneigt, dem Holzgehäuse eines In-Ear-Knopfes nur optische Bedeutung zuzubilligen – aber so gut, wie dieses Teil spielt, muss das einfach was dran sein. Die Newcomer-Firma Shozy aus Hong Kong zaubert aus diesen kleinen Knöpfen einen weiten, fein gezeichneten Klang, an dem man sich kaum satt hören kann. Die Bässe sind bei aller Kraft schlank und bilden ausgezeichnet ab, ohne den Breiten zu markieren. Mitten und Höhen spielen filigran und genau, ohne zu analytisch zu sein. In den Spitzen ist der Ton etwas seidig, was aber zum edlen Gesamtcharakter perfekt passt – nicht nur bei Klassik. Schade nur, dass man rechten und linken Hörer schwer auseinanderhalten kann. **Preis: ca. 60 Euro**

Meze 11 Neo



Das rumänische Startup Meze liefert den neutralsten In-Ear des Testfeldes. Das solide Metallgehäuse mit seinem Titan-Treiber erinnert mit seinem sehr genauen, aber kräftigen Lupen-Klangbild an die legendären Studio-Boxen NS 10 von Yamaha: Auch der 11 Neo leistet sich einen zurückhaltenden Bass, der aber so trocken, knochig und direkt spielt, dass man mit diesem brillanten, letztlich aber immer noch gnädigen Hörer für jede Musik bestens zurecht kommt. Das Teil benötigt eine ordentliche Einspielzeit – aus der Schachtel tönt es erst blechern. Ist das Titan aber erst „angeblasen“, entöhnt man sich schnell von der Basswatte anderer In-Ears: Klassik spielt der 11 Neo vollmundig und fein, Metalcore-Riffs prügeln großartig, Stimmen sind ein Gedicht. Ausgezeichneter Allrounder mit großer Bühne – da verzeiht man das etwas steife Kabel. **Preis: ca. 55 Euro**

Final Audio Adagio III



Der beste Leise-Hörer des Testfeldes! Bereits bei geringen Lautstärken entwickelt der Adagio III einen weiten, definierten und dabei dicken Bass, parallel glänzt er mit einer Mitten-Detaillösung und seidig, klar definierte Höhen, die man in dieser Preisklasse nicht erwartet. Dabei baut er eine sehr lebendige, organische Stereo-Bühne. Für Klassik, Jazz, Blues und Ambient ist er in dem Segment daher kaum zu schlagen, Orchester-aufnahmen und Stimmen klingen auch bei moderater Lautstärke voll, einzelne Instrumente leben charakteristisch auf. Auch Pop und Rock funktionieren leise super – dreht man Letzteres lauter, übernimmt der Bass aber zu sehr und wird wattig. Bei ruhigen Sachen dagegen bleibt die spektakuläre Klangzeichnung prägend. Minuspunkt: Das ärgerlich billige Kabel, das bei kühlerem Wetter schnell steif wird. **Preis: ca. 63 Euro**

Fiio F5



Die chinesische Firma Fiio gehört zu den Shooting-Stars der Mobil-Hifi-Szene, und bereits ihr Mittelklasse-In-Ear F5 macht klar, warum: Solide Metallbauweise mit gutem Sitz, sehr gutes Kabel sowie der fein zeichnende, sehr ausgewogene Klang machen das Set zu einem Allzweck-Könner, den man in einer höheren Preisklasse vermutet. Der Bass ist tief und immer ausreichend griffig, die Mitten kommen etwas direkt, die Höhen tönen hell, aber nie klirrig. Der Hörer muss eingespielt werden – nach zwei Tagen hat man aber bereits einen bemerkenswerten Sound, der von Klassik bis Metalcore alles gut spielen kann. Clou des F5 ist das austauschbare Kabel – es liegt eine zusätzliche symmetrische Stricke für die verlustfreie Verbindung mit einem entsprechenden Hosentaschen-Kopfhöreramp bei. Und: Der F5 hat nach Apple die beste Fernbedienung. **Preis: ca. 70 Euro**

Soundmagic E50 c



Vor allem in Asien boomt der Mobil-Hifi-Markt. Soundmagic aus Hong Kong ist dabei bereits ein fast alter Hase – man hört dem E50 daher viel Erfahrung, aber auch etwas Kompromiss an. Ein satter Bass ist hier mit gut gezeichneten Mitten und sehr guten, brillanten Höhen großartig kombiniert, die Stereobühne ist bemerkenswert lebendig. Bereits ab geringeren Lautstärken spielt der Soundmagic schon sehr souverän, die Zeichnung ist nicht auffällig filigran, aber immer so bemerkenswert gut, dass man auf ein Gerät für mehrere hundert Euro tippen würde. Die harte, gröbere Rock-Kelle bringt den E50 etwas an seine Grenzen – zwischen Klassik, Jazz und Pop bis Hip-Hop ist er aber eine ausgezeichnete Wahl, die mit Metallgehäuse, guter Fernbedienung und einem Top-Kabel bestens für unterwegs geeignet ist. **Preis: ca. 67 Euro**

HEM Nuforce



Dieser Ohrhörer profitiert von der Oberklasse-Technologie seiner „großen Brüder“, die als Mehrwege-Systeme fetten wie ausgewogenen Klang liefern, aber auch mehrere hundert Euro kosten. Im vorliegenden abgespeckten Einsteiger-Modell arbeitet dagegen nur ein Schallwandler – und der stellt vor allem sein unglaubliches Tieftönen-Können aus: Kein anderer Hörer dieses Tests hat so einen tiefen, satten, dabei aber stets definierten und detailreichen Bass. Für anspruchsvollere elektronische Musik, Soul oder ausufernden Hip-Hop ist der Nuforce daher ein Genuss. Höhen und Mitten sind im Detail auch recht gut, aber doch etwas schwammig, der Gesamtklang könnte homogener sein. Für Klassik fehlt die feine Auflösung, für heftigen Rock Biss. Sitz ist dank der Kabelführung über dem Ohr grandios, das geräuscharme Kabel das beste im Testfeld! **Preis: ca. 98 Euro**

Teufel Move



Ergonomisches und schickes Design, eine ausgeklügelte Trittschall-Dämmung, gutes Kabel und als einziger Testkandidat einen Stecker mit effektivem Knickschutz: Teufel zelebriert seinen „Move“-In-Ear-Hörer rundum als mobiles Gerät. Das muss man auch beim Klang mitdenken. Der ist straff, bietet gelungene Tiefbässe und tönt insgesamt so rund und breit, dass man das Gefühl einer gedrückten „Loudness“-Taste hat. Der Move ist großzügig zu durchschnittlichen Produktionen und greift schwachen unter die Arme. Metal, EBM, Pop, Dance, Hip-Hop: Es ballert hervorragend und lässt sich als wertiger Unterwegs-Klang konsumieren. Wer unter Hifi aber einen Sound versteht, der in die Feinheiten einer Produktion leuchtet und Details zeichnet, ist hier eher falsch: Klassik, fein gezeichnete Ambient-Stücke oder Jazz sind nichts für den Move. **Preis: ca. 70 Euro**

Apple Earpods



In Sachen mitgelieferte Kopfhörer haben Apple-Kunden schon mal eine gute Basis: Die Earpods des I-Phone-Herstellers klingen für die Hartplastik-Klasse verblüffend ausgewogen, satt und straff, auch wenn man in Sachen Auflösung hier keine Wunder erwarten darf. Knackpunkt ist allerdings der Sitz im Ohr. Angeblich ist das Gehäuse so designt, dass es für 80 Prozent der Menschheit perfekt passt. Gehört man aber zu den vermeintlich 20 Prozent, sind die Hörer nicht zu gebrauchen – dann ist fast schlagartig der Bass weg und jede Ausgewogenheit im Eimer. Wer keine überbordenden Hifi-Ansprüche stellt und das Glück hat, dass die Earpods trefflich sitzen, kommt allerdings mit den normalen Apple-In-Ears erst einmal sehr weit. Pluspunkt: Das ordentliche Kabel und die konkurrenzlos gut funktionierende Fernbedienung samt Lautstärkewippe. **Preis: ca. 35 Euro**

ZU JUNG

Drama im Hirn



ERNESTO UHLMANN
über die klingende Macht von Filmen

Das die Band Survive kürzlich ihre neue EP veröffentlichte, dürfte wie diese Gruppe generell an den meisten bisher vorbeigegangen sein. Da ist es dann doch überraschend, dass jeder zehnte Deutsche bereits ihren musikalischen Ergüssen gespannt zuhört und davon großteils wohl auch begeistert war: Survive komponierte nämlich die Filmmusik zu der mit 8,25 Millionen Zuschauern bisher erfolgreichsten Netflix-Serie „Stranger Things“ und traf dabei so gut das 80er-Jahre-Flair, dass allein das Eröffnungsthema zu einem heimlichen Hit wurde.

Was uns, gerade jetzt in der Weihnachtszeit, zum Thema führt: Wenn es bereits nachmittags dunkel wird und wir endlich wieder mit gutem Gewissen Zuhause bleiben, auf dem Sofa liegen und Filme schauen dürfen, ist es Zeit, das häufig unterschätzte und viel zu selten gelobte Genre der Filmmusik zu würdigen. Dabei ist es ja mit Soundtracks auch immer so eine Sache. In unserer Wahrnehmung bewegen sie sich traditionell häufig zwischen epischen Orchester-Klängen in aufregenden Dramen und radiobekannteren Pop-Hits in Hollywoodschnulzen. Häufig erfüllen sie einfach nur ihren Zweck, ohne viel Erklärung und mentale Anstrengung den Zuhörer in eine bestimmte Situation, an einen bestimmten Ort oder in eine bestimmte Gefühlslage zu versetzen. Selten hingegen funktionieren sie als alleinstehendes Werk, das auch ohne Film eigene Bilder zu erzeugen vermag – die dann im Idealfall mit dem Geschehen auf der Leinwand zusammenwirken, es ergänzen – oder ihm, wenn die Musik fehlt, sogar etwas wegnehmen. Solche Scores strukturieren und ergänzen die Dramaturgie, bilden das Innere von Figuren ab, erweitern ihren Charakter und machen aus dem Zuschauer als Beobachter einen Teilnehmer am Geschehen: Bereits nach dem ersten Ton sucht unser Gehirn weiträumig nach emotionaler Bedeutung – man denke nur an Darth Vader und den „Imperial March“ von John Williams oder Ennio Morricone, „Harmonica“ in „Spiel mir das Lied vom Tod“. Eine Methode, die übrigens aus Oper und Musiktheater übernommen wurde und die selbst Laien aus dem Musikunterricht von Sergei Prokofjew, „Peter und der Wolf“ kennen – dessen Hauptmelodie die meisten Leser an dieser Stelle sicher im Kopf haben.

Dass sich Filmmusik dann auch noch zu einem eigenen Kunststück entwickeln kann, ist kein Wunder: Wenn sie es nicht tut, ist sie einfach nur billiger Teil der Kulisse. Doch meist will sie mehr – das hat etwa das Filmmusical „La La Land“ gezeigt – und erhielt in diesem Jahr den Oscar. Und dass die Musik auch den entscheidenden Reiz einer ganzen Serie ausmachen kann, zeigt eben „Stranger Things“. Die Serie erweckt nicht zuletzt durch die Musik von Survive von einem High-School-Drama zu einer detailreichen Hommage an die Mystery- und Horrorfilme der 80er.

Meine Lieblingsplatten



Torsten Tannenberg
(Sächsischer Musikrat)

1. Agnes Obel: „Philharmonics“
2. Dire Straits: „Brothers in Arms“
3. Glen Gould: „Goldberg-Variationen“
4. Pankow: „Aufuhr in den Augen“
5. Rammstein: „Mutter“

FOTO: SÄCHSISCHER MUSIKRAT